

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat 1957

7 (1957)

7

HEIMAT

Unsere

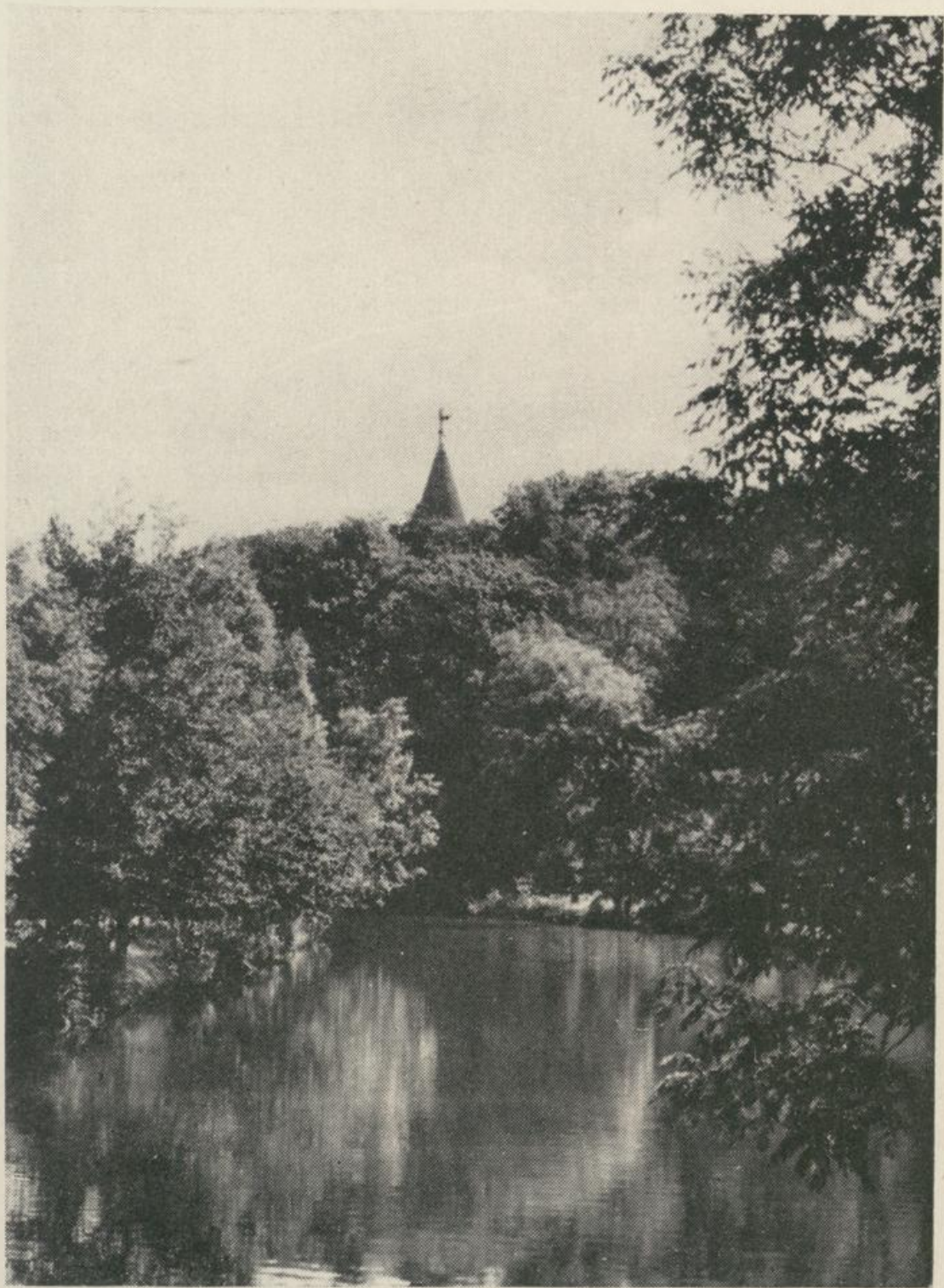


Das 1000jährige Putlitz

PG A 833

3. JAHRGANG / 1957

Blätter aus der Prignitz



1000 Jahre Putlitz

Sooft ich durch die Straßen dieses Ackerbürgerstädtchens gehe, über Viehmarkt und Kiebitzberg, durch die Seitengäßchen und zur Burg hinauf, sooft ich in das Gesicht der werkenden Bürger dieser Stadt sehe, steigen vor mir die versunkenen Zeiten auf und wollen sich mit der Gegenwart verknüpfen. Es gehört schon ein geübtes Auge dazu, die Schriftzüge des alten Stadtbildes herauszulesen, Markt- und Kirchplatz, Mauerring, Stadttore und Burganlage und die geschichtlichen Zusammenhänge aufzudecken. Aber, es ist etwas Lohnendes und wohl zu keinem anderen Zeitpunkt angebrachter als zum Fest des 1000jährigen Bestehens dieser Stadt Putlitz.

Der Schnittpunkt zweier uralter Handelswege von Perleberg nach Meyenburg und von Pritzwalk nach Parchim ließ schon zu slawischer Zeit hier ein Wegekastell entstehen, welches die Furt über die Stepenitz deckte. Die geschützte Lage des künstlich aufgeschütteten Burgwalles, durch den Sumpf der Stepenitz, durch Palisaden und Gräben geschützt, berechtigte dazu, wichtiger Vogteimittelpunkt dieses einst slawischen Verwaltungsdistriktes zu sein. Mit dem 4. September 929, dem Siege der Grafen Bernhard und Thietmar über die Redarier bei Lenzen erwuchs aus dem einstigen Tauschverkehr mit den Slawen das Ziel militärischer Eroberung und tributpflichtiger Unterjochung, ohne zunächst sich mit dem Ziel der Eindeutschung zu verbinden. Das Regiment des als Markgrafen eingesetzten Gero (gest. 965) war ein grausames und wurde die Ursache des großen Slawenaufstandes von 983, der auf 157 Jahre die Slawen von deutscher Vorherrschaft freimachte.

Während dieser unruhigen Zeitläufe wurde nach den Prinzipien des mittelalterlichen Lehnstaates am 9. Mai 946 das Land bis zur Peene bei Anklam von Kaiser Otto I. dem Bistum Havelberg als Lehen zugesprochen. Aus dieser Havelberger Stiftungsurkunde erfahren wir zum ersten Male den Namen Putlitz:

„in provincia Desseri Wizoka . . . Pochlustin cum omni burgwardo“
(In dem Gau Desseri Wittstock . . . Putlitz mit ganzem Burgward)

Schon 1100 war Mistue, der Sohn des am 6. Juni 1066 zu Lenzen missionierenden und darum erschlagenen Obotritenhäuptlings Gottschalk, mit 200 Sachsen und 300 Wenden bis Putlitz vorgedrungen. Er hatte dort die sorglosen Feinde überfallen und war nach zwei Tagen, die er durch Wälder, Wasser und große Moore gezogen, mit reicher Beute heimgekehrt. 34 Jahre später, 1134, begann die militärische Eroberung des östlich der Elbe gelegenen Landes. Dem Schwert der Ritter folgte das Kreuz der Kirche auf dem Fuße. Beide teilten sich die Machtbefugnisse über das eroberte Land. Die Kirche wurde von den Feudalherren reich mit Land beschenkt, so daß in ihren Schoß zurückkehrte, was ihr aus den bischöflichen Privilegien zustand. Ausdruck ihrer Macht wurden die Burgen und Kirchen, beide noch im Zeichen ihrer Wehrhaftigkeit und Abwehrbereitschaft. Holländer, Friesen, Flamen, Franken und Niedersachsen wurden in das Land gerufen und legten unter Leitung der Lokatoren deutsche Dorfsiedlungen an. Die Feldmarken wurden in einem einmaligen geschichtlichen Akt mit mathematischer Grenzziehung aufgeteilt. Die günstige Lage der Putlitzer Burg am Schnittpunkt sich kreuzender Handelsstraßen, die nun von einem deutschen Ritter eingenommen wurde, lockte schon früh Handwerker herbei, die sich aus dem Stande der Bauern aussonderten und sich im Schutze der Burg niederließen. So entstanden die Anfänge einer Marktsiedlung, deren Keimzelle wir im Putlitzer Viehmarkt vor uns haben. Die des Landes verbliebenen Slawen blieben nur auf dem alten Kietz oder Kiebitzberg wohnen, der auch später außerhalb des städtischen Mauerringes blieb. Um den kleinen Markt gruppierten sich die strohgedeckten Fachwerke. Da die Bürger mehr Ackerbürger als Handwerker waren, schmückte ein großer Misthaufen die Vorplätze ihrer Häuser, und sie wurden erst 1808 im Zuge der Städteordnung dazu aufgefordert, diese verschwinden zu lassen. Die Strohdachungen waren Anlaß zu dauernder Sorge um Stadtbrände. Mehr als 6 Male brannte Putlitz nieder (1404, 1490, 1638, 1684, 1691, 1752).

Die Ackerbürger verarmten völlig. Der Stadtgrundriß wurde geändert. Die Stadtgemeinde selbst war sehr klein. Sie zählte 1700 insgesamt 600 Seelen, während Perleberg schon 1620 bereits 3500 Einwohner beherbergte. Erst 1947 erreichte Putlitz seine Höchstzahl von 3096 Einwohnern und sank bis 1950 auf 2932 Bürger zurück.

Fortsetzung folgt

Ein Gang durch die Stadt

Willst Du mit mir unsere nunmehr 1000jährige Stadt Putlitz besichtigen, dann wäre es gut, wenn Du mir vorher sagst, wer Du bist. Ich könnte dann für unseren Rundgang eine besondere Auswahl treffen, und nicht zuletzt würde dadurch auch unsere Unterhaltung bestimmt werden.

Bist Du ein alter, geborener Putlitzer, der nach langen Jahren der Abwesenheit endlich wieder einmal den Weg in die Heimat gefunden hat, dann bleibt es meiner Geschicklichkeit überlassen, Dich zunächst dahin zu führen, wo Erinnerungen an die Jugendzeit in Dir wachgerufen werden. Darüber hinaus werde ich Dir manches Neue zeigen, was in Deiner Heimatstadt besonders in den letzten Jahren entstanden ist, damit Du Dir auch ein Bild von seiner jüngsten Entwicklung machen kannst . . . Im ersten Falle wirst Du mir sicher oft mehr erzählen können, als ich Dir zu sagen habe. Es bewahrheitet sich immer wieder, daß jene alten Putlitzer draußen in der Fremde die Erinnerung an die Heimatstadt in ihrer Seele so lebendig halten, daß sie im Augenblick des Wiedersehens in einer fast kindlichen Begeisterung den Quell ihrer Jugenderlebnisse sprudeln lassen. Ich weiß, daß ein noch so nüchternes Häuschen in einer stillen Gasse Deine ganze Liebe besitzt, weil Du dort geboren bist und die Jugendjahre verlebt hast. Die Bäume und Sträucher und all die verschwiegene Winkel am Ufer der Stepenitz, die dem Fremden sicher wenig zu sagen haben, sprechen zu Dir eine Sprache, die nur der versteht, der in den heimatlichen Gefilden aufgewachsen ist.

Ja, lieber Putlitzer, Du wirst bei Deinem Besuch in unserer Stadt vieles so wiederfinden, wie Du es vor 30 oder gar 50 Jahren verlassen hast. Ein gütiges Geschick hat es so gewollt, daß Putlitz in den letzten Jahrzehnten vor großen Katastrophen, die alte, liebe Erinnerungsstätten zerstören, verschont geblieben ist. Die beiden Weltkriege haben ihre Brandfackel nicht in diesen Ort tragen können. Da stehen noch viele der alten Häuser in der „Groot Stroat, Lütt Stroat oder Soal Stroat“ genau so wie früher, und sicher wirst Du hier so manches Plätzchen wiederfinden, das an freud- und leidvolle Jugendstrieche erinnert. Freilich atmen die Straßen nicht mehr jene verträumte Kleinstadtromantik, wie vor dem ersten Weltkrieg; die vielen kleinen Bänke vor den Häusern, wo der Bürger nach getaner

Arbeit sein Pfeifchen schmauchte, sind lange verschwunden. Heute rasseln Lastautos, Motorräder, Traktoren bei Tag und Nacht durch die Straßen und erinnern jeden Putlitzer immer wieder von neuem daran, daß auch seine Stadt trotz der immerhin etwas abgeschiedenen Lage vom Tempo des modernen Verkehrs erfaßt worden ist. Verschwunden sind die kleinen Petroleumlampen, die auf den Hausgiebeln oder auf besonderen Pfählen angebracht waren und seit 1875 den Straßen ein verträumtes Licht gaben. Im Jahre 1921 mußten sie der elektrischen Straßenbeleuchtung weichen. Aber die alte Eiche steht noch auf derselben Stelle auf dem Marktplatz, wo sie 1832 zur Erinnerung an den Befreiungstag 1813 gepflanzt worden ist. Auch das Rathaus hat seit 1832 sein Äußeres nicht verändert. Dafür ist aber der Platz vor dem Hause nach 1945 der Zeit entsprechend umgestaltet worden. Anstelle des früheren Kaiserdenkmals erhebt sich jetzt vor dem Portal ein schlichtes Mahnmal für die Opfer des Naziregimes. Ebenso sind viele Straßen nach 1945 umbenannt worden. Ihre heutigen Namen sollen das Gedenken an einige unserer großen Kämpfer für den Sozialismus wachhalten.

Das getreueste Bild vom alten Putlitz findest Du heute noch auf dem Wall in der Burgstraße. Man könnte meinen, die letzten 100 Jahre hätten hier nichts geändert. Die schmalen Gäßchen mit den kleinen, einstöckigen Häusern sind heute noch genauso verschwiegen, wie unsere Eltern und Großeltern sie gekannt haben. Vor dem Wall liegt der geräumige alte Schützenplatz. Einen fremden Besucher würde ich nicht dort hinführen, denn er ist zu einem wenig schönen Holzstapelplatz für die Anlieger geworden. Für die Putlitzer Kinder aber war er schon von jeher eine Stätte fröhlichen Treibens, besonders wenn ein Karussell oder Zirkus dort aufgebaut hatte. Vor 50—60 Jahren wies dieser Platz noch mehr auf seine ursprüngliche Bestimmung hin. Damals befand sich hier eine große mit Gesträuch bewachsene Lehmkuhle, in der um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Putlitzer Schützengilde ihre Schießstände erbaut hatte.

Nun aber wollen wir eine Stätte aufsuchen, die sicher jedem alten Putlitzer besonders lebhaft in der Erinnerung geblieben ist: die alte Schule. Sie steht noch immer so da wie vor 130 Jahren. An ihrer äußeren Fassade hat sich im Laufe der Zeit wenig geändert. Notwendige Ausbesserungsarbeiten daran dienten nur dazu, einen Zerfall zu verhindern. Weißt Du auch, daß das kleine Gebäude, welches sich an den größeren Bau nach Westen hin anlehnt, das erste Schulhaus in Putlitz überhaupt gewesen ist? Es wurde im Jahre 1734 erbaut und hatte anfangs nur einen Klassenraum. In den anderen zwei Zimmern und zwei Kammern wohnte der Herr Lehrer. Wir stehen vor diesen beiden alten Veteranen unter den Putlitzer Häusern und denken an die acht Jahre unserer Schulzeit zurück, die wir in diesen Räumen verlebt haben. Wenn die beiden Gebäude auch noch heute die Repräsentanten einer vergangenen Zeit sind, so hat sich doch das schulische

Leben in ihnen im Laufe der Jahre gewaltig verändert. Hier gab es keinen Stillstand, und die Schule zu Putlitz hat der fortschrittlichen Entwicklung im staatlichen Leben Rechnung getragen. Besonders im letzten Jahrzehnt hat der Aufbau einer demokratischen Schule in der DDR auch hier eine stolze Aufwärtsentwicklung gebracht, die auch schon rein äußerlich jedem Besucher auffallen muß. Hatten noch bis zum Jahre 1945 die alten Gebäude für den Schulbetrieb genügen müssen, so wurden nunmehr durch den Arbeiter-und-Bauern-Staat die Fesseln einer allzu beengten Räumlichkeit gesprengt und kurzerhand ein drittes Schulgebäude geschaffen. Folge mir, lieber Freund, in den großen Philippshöfer Park am rechten Ufer der Stepenitz, und Du wirst sehen, daß hier unsern heranwachsenden Jungen und Mädeln ein schönes Schulhaus zur Verfügung gestellt worden ist. Wo bis zum Jahre 1945 die Herren Barone zu Putlitz ihr Junkerleben führten, ist heute eine Stätte des Lernens entstanden. Der Grundsatz: Nur das Beste für unsere Jugend — hat hier eine schöne Verwirklichung gefunden.

Von der großen Rampe des neuen Schulhauses schweift unser Blick über einen geräumigen Wirtschaftshof, der dem Park vorgelagert ist. Lautes Dröhnen aus Werkstätten und Maschinenhallen verrät uns, daß es eine Stätte ernster Arbeit ist. Du schaust mich verwundert an: Was ist denn aus dem früheren Gutshof des Barons zu Philippshof geworden? Es ist eine der herrlichen Neuschöpfungen unserer Deutschen Demokratischen Republik: Die MTS. An einer anderen Stelle kannst Du nachlesen, was dieser Betrieb für unsere Bauern bedeutet. Schau Dir das emsige Schaffen auf dem Hofe genau an, und Du wirst erkennen, daß hier eine großzügige Anlage entstanden ist, die zu einem Mittelpunkt der Landwirtschaft in Putlitz und Umgebung geworden ist und von keinem Besucher übersehen werden darf.

Zu den Jugendgefildden eines alten Putlitzers gehört zweifellos auch der Park am Westausgang an der Karstädter Chaussee. Früher nannten wir ihn „Bürgerpark“, heute trägt er den Namen „Friedrich-Ludwig-Jahn-Park“. Wieviele schöne Erinnerungen knüpfen sich vor allem an die große Rasenfläche gleich am Eingang. Hier wurden alljährlich die großen Kinderfeste abgehalten, mit vielen, vielen Buden und lustigen Spielen, die den ganzen Nachmittag ausfüllten. Ein Volksfest im wahrsten Sinne des Wortes. Am Westausgang des Parkes, dort wo früher die Stepenitz in ihrem Lauf eine starke Biegung machte, stand noch bis 1923 die alte Badeanstalt, eine unscheinbare Bretterbude und etliche Quadratmeter zum Schwimmen. Sie entzückte wohl auch die Herzen der plätschernden Jugend, aber ein wirklicher Schwimmsport konnte hier nicht betrieben werden. Die schattigen Wege, die durch die Grünanlage führten, werden Dir noch sehr vertraut vorkommen, denn dort hat sich im Vergleich zu früher wenig geändert. Wenn wir aber jetzt über die Brücke am Steigerturm gehen und rechts einbiegen, dann wird sich ein Bild darbieten, wie Du es in unserem kleinen

Putlitz bestimmt nicht erwartet hast. Wo vor 40 Jahren der Burghof das Heu erntete und die Garben einfuhr, erhebt sich heute eine Stätte des Sportes, die in der ganzen Prignitz einmalig ist. Vor allem ist Putlitz stolz auf die modern eingerichtete Schwimmbahn. Nachdem bereits im Jahre 1928 an dieser Stelle durch den freiwilligen Einsatz des damaligen Männer-Turn-Vereins eine Wassersportanlage geschaffen worden war, die allerdings im Vergleich zur heutigen primitiv wirkte, wurde im Jahre 1953 diese neue Schwimmbahn gebaut. Wieder war es hauptsächlich die Putlitzer Jugend, die durch freiwillige Arbeit zum Gelingen des Baues beitrug. Daß unsere heutige Regierung für dieses Objekt beträchtliche Summen zur Verfügung stellte, beweist, daß auch unsere kleine Stadt Putlitz beim großen Aufbauwerk unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates nicht übersehen wird.

Doch nun sollst Du den Spaziergang durch die Stadt allein fortsetzen. Sicher möchtest Du Dir noch manches ansehen, woran sich rein persönliche Erinnerungen knüpfen, wobei ich überflüssig bin. Suche alte Freunde auf, die Du sicher noch antreffen wirst. Sprich mit ihnen über die alte Zeit, die Ihr gemeinsam verlebt habt und überzeuge Dich, wie die kraftvolle Aufwärtsentwicklung unserer Stadt in den letzten Jahren sich auch in ihren Familien ausgewirkt hat. Sprich aber auch mit den Menschen, die erst nach dem unglückseligen Kriege hier eine neue Heimat gefunden haben; auch sie werden Dich als einen lieben Gast begrüßen. Du wirst erkennen, daß sich alle zu einer festen Gemeinschaft zusammengefunden haben und gemeinsam am Werke schaffen zum Wohle unserer Heimat und damit auch unseres ganzen Volkes.

Wenn ich mich jetzt an die Besucher wende, die zum ersten Male in unsere Stadt kommen, so weiß ich, daß es weit schwieriger ist, diesen unser Putlitz richtig zu zeigen. Ja, Ihr lieben Gäste, Euch fehlt die persönliche Erinnerung und tiefe Verbundenheit mit unserem Heimatort, die vieles sonst so unscheinbare in einem schönen Lichte erstrahlen lassen. Ihr seid nach Putlitz gekommen, um eine 1000jährige Stadt zu sehen. Eure Augen werden bei unserm Rundgang zunächst nach alten Sehenswürdigkeiten suchen, die eine Stadt mit solchem Alter eigentlich aufweisen muß. — Mit Euch werde ich darum zuerst die Putlitzer Burg besichtigen. Hier haben wir die Reste eines Bauwerkes aus längst vergangener Zeit vor uns. Schon während der Besiedlung des Landes durch die Slawen im 6.—8. Jahrhundert entstand auf einem Dünenkopf an der Stepenitz ein durch Palisaden und Gräben befestigter Platz. Pochlustim war damals schon Mittelpunkt eines slawischen Verwaltungsdistriktes. Die eigentliche Burg mit ihren gewaltigen Steinmauern und dem Bergfried entstand erst im 12. Jahrhundert. Als um 1150 das Rittergeschlecht der Gänse ins Land kam, ließ es auf den Trümmern der slawischen Verteidigungsanlage diese mächtige Grenzfeste er-

richten. Wir wissen heute nicht, wie lange daran gearbeitet wurde und ob das Werk in einem Zuge geschaffen wurde. Es können auch spätere Jahrhunderte mancherlei Verbesserungen gebracht haben. Wir wissen aber, daß damals so gründlich gearbeitet worden ist, daß die Burg Putlitz eine der größten und mächtigsten in der ganzen Mark Brandenburg wurde, die



Das Putlitzer Rathaus

Jahrhunderte überdauerte. Einige Mauerreste, die heute noch stehen, lassen erkennen, wie damals die Burg angelegt worden war. Ihre Nordseite wurde durch die Stepenitz geschützt, um die Ost-, Süd- und Westseite führte ein tiefer Graben. Die Zugbrücke lag auf der Westseite. Von ihr aus trat man durch das mächtige Burgtor. Starke Strebepfeiler an den Mauerresten stehen heute noch als Reste dieses Tores. In einem Raum auf der Nordseite der Anlage kann man noch eine schöne Gewölbedecke bewundern. Außerhalb des Burggrabens an der Südseite, da wo sich heute Gärten

befinden, lag die sogenannte Vorburg oder das Vorwerk. Hier waren die Wirtschaftsgebäude untergebracht, die bis in die Nähe der Kirche reichten. Reste dieses Vorwerkes sind bis zum Jahre 1684 erhalten geblieben. Der Chronist berichtet, daß diese damals durch Feuer vernichtet wurden. Jahrhunderte lang erfüllte die Burganlage ihren Zweck als befestigter Schlupfwinkel der Gänse. Mit der Erfindung des Schießpulvers und dem Übergang zu einer neuartigen Kriegsführung konnte sie den Besitzern aber keinen Schutz mehr bieten. Das Geschlecht der Gänse verließ die Burg und siedelte auf einen Wirtschaftshof auf der anderen Seite der Stepenitz über. Die Burg lag nun lange verlassen da und war dem Zerfall preisgegeben. Ein Brand zerstörte dann noch später wichtige Teile. Der Chronist Beckmann berichtet, daß im Jahre 1750 nur noch zwei Räume vorhanden waren, die benutzt werden konnten. Es wurden dort noch Gerichtsverhandlungen abgehalten. Auch der Bergfried zerfiel mehr und mehr und ragte bald nur noch als Ruine in die Luft. Erst im Jahre 1890 fand man den Sinn dafür, diesen historischen Bau wieder auszubessern und damit zu einer schönen Sehenswürdigkeit unserer Stadt zu machen. Wie sehr die ganze Burganlage im Laufe der letzten Jahrhunderte zerfallen ist, merkt man an den großen Schuttmassen, die heute in ihrem Innern lagern. Sie bilden eine Decke von mindestens 5 Metern Tiefe, und dadurch sind der Burghof und die Räume im Erdgeschoß des Bauwerkes völlig zugeschüttet worden. Eine genaue Rekonstruktion der einzelnen Gebäude ist darum sehr schwierig. Hätte man beizeiten genügend historisches Interesse für die Putlitzer Burg aufgebracht, so wäre vieles vor dem Zerfall gerettet worden. Statt dessen duldeten man, daß ein früherer Besitzer des Gutes Burghof viel Mauerwerk abfahren ließ, um die Steine zum Bau seiner Viehställe zu verwenden.

Leider ist die Burg das einzige Bauwerk aus dem frühen Mittelalter, das wir auf unserm Rundgang besichtigen können. Auch aus dem 15. bis 17. Jahrhundert ist so gut wie nichts erhalten geblieben. Gewaltige Feuersbrünste, die unsere Stadt sechsmal in Schutt und Asche legten, haben alles vernichtet. Infolgedessen fehlen auch die alten Urkunden aus jener Zeit — wenigstens so weit sie in Putlitz aufbewahrt wurden. Erst das 18. Jahrhundert hat uns spärliche Spuren der damaligen Zeit hinterlassen. Wir finden sie in alten Häusern, die heute noch stehen. Wenn sie auch im Laufe von zwei Jahrhunderten oft renoviert wurden und dadurch die altertümliche Fassade verwischt worden ist, so künden Jahreszahlen, die im Balkenfachwerk eingeschnitzt sind, heute noch von der Zeit ihrer Entstehung. Wir gehen durch die Hauptstraße der Stadt und schauen auf das große Eckgebäude an der Westseite (heute Ernst-Thälmann-Straße 42). Es wurde im Jahre 1706 erbaut und dürfte das älteste Haus des Ortes sein. Der damalige Besitzer betrieb eine Schankwirtschaft. Für Putlitz war es bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts die Zunftherberge, wo die Gewerke ihre regelmäßigen Zusammenkünfte durchführten. Ein anderes Gebäude am

Pritzwalker Tor (heute Karl-Marx-Straße 26) weist noch einen Balken auf, in den die Jahreszahl 1710 eingeschnitzt ist. Das Haus selbst wurde nach dem ersten Weltkrieg abgerissen, da es schon sehr baufällig geworden war. Ein anderes Haus, das zwar keine eingeschnitzte Jahreszahl aufweisen kann, aber auch im 18. Jahrhundert erbaut worden ist, steht in der heutigen Breitscheidstraße (Ecke Waagestraße). Es trägt nicht mehr das schöne mittelalterliche Hochdach wie damals, aber das Balkenfachwerk ist noch gut erhalten.

Von der Stadtmauer, die noch bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts den Bürgern Schutz gegen die Feinde gab, ist heute nichts mehr vorhanden. Die letzten Reste verschwanden um 1800, wo die Steine für die Pflasterung der Straßen und zum Häuserbau verwendet wurden. Wir können heute nur noch ihren Verlauf nachweisen. (Jungfernsteg, Burgstraße, Hinter-der-Mauer, Wall).

In vielen Städten der Prignitz gehören gerade die Kirchen zu den ältesten Bauwerken und beanspruchen darum ein besonderes Interesse. Leider trifft das für Putlitz nicht zu. Unser Kirchengebäude ist noch verhältnismäßig jung. Es wurde im Jahre 1854 erbaut, nachdem die alte Kirche bereits so baufällig geworden war, daß sie abgerissen werden mußte. Auch in der Baugeschichte des Putlitzer Gotteshauses spiegelt sich das Schicksal unserer Stadt wider. Im Laufe von zwei Jahrhunderten (1500 bis 1700) wurde die Kirche dreimal durch Feuer vernichtet. Die Bevölkerung war immer zu arm, um ein Gebäude zu errichten, das solchen Katastrophen trotzen konnte. So entstand auch nach dem großen Brande im Jahre 1691 nur ein primitiver Holzbau, der natürlich ein historisches Alter nicht erreichen konnte. Erst im Jahre 1854 konnte so massiv gebaut werden, daß man bei unserm heutigen Gotteshaus für die nächsten 100 Jahre eine Baufälligkeit nicht zu befürchten hat. Auch was das Innere der Kirche aufzuweisen hat, stammt lediglich aus den letzten 100 Jahren. Eine Ausnahme macht nur eine geschnitzte Holztafel mit dem Wappen der Herren zu Putlitz, die aus dem Jahre 1731 stammen dürfte. Leider weist die Architektur des Raumes keinen besonderen Stil auf und erregt daher — vom künstlerischen Standpunkt aus gesehen — kein besonderes Interesse. — Der Turm, das zweite Wahrzeichen unserer Stadt wurde erst im Jahre 1909 erbaut.

Denjenigen unter unsern Gästen, die sich bei allem Festtagstrubel nach einem Ort der Stille sehnen, empfehle ich, einmal unsern Friedhof aufzusuchen. Ich selbst habe schon viele Stätten dieser Art gesehen, aber noch keine Kleinstadt gefunden, wo die Stimmung, die sein Name verlangt, so zum Ausdruck kommt wie in Putlitz. Hier hat die Stadtgemeinde ein Fleckchen Erde geschaffen, das durch die Schönheit seiner Anlage zur stillen Besinnlichkeit zwingt. Alles atmet Ruhe und Frieden. Wenn die vielen Grabsteine auch auf die Vergänglichkeit hinweisen, so sprechen die Bäume und Sträucher in ihrer Blütenpracht für jeden Leidtragenden eine trost-

reiche Sprache. Feierlich fügt sich die Kapelle in das Gesamtbild ein. Es lohnt sich, an diesem Ort für kurze Zeit zu verweilen. — Kaum hast Du den Friedhof verlassen, so umfängt Dich wieder das betriebsame Leben der Kleinstadt. Vor Dir liegt der Bahnhof, seit 1896 ein beachtlicher Mittelpunkt des Putlitzer Wirtschaftslebens. Die Züge nach Pritzwalk, Berge und Suckow stellen die Verbindung mit den umliegenden Dörfern und den Anschluß an weiterführende Hauptbahnlinien her. Die Putlitzer Stadtväter haben wohl gewußt, um was es ging, als sie sich in den Jahren 1896, 1911 und 1912 mit aller Kraft für die Verwirklichung dieser Bahnlinien einsetzten. Vor allem hat das Geschäftsleben in unserer Stadt dadurch einen Aufschwung genommen. Nicht minder bedeutungsvoll wurden diese Bahnen für unsere Landwirtschaft, die nunmehr ihre Produkte besser absetzen konnte. So haben diese Verkehrsverbindungen wesentlich dazu beigetragen, daß Putlitz zu dem wurde, was es heute noch im Wirtschaftsleben des Kreises und des Bezirkes darstellt: Ein Mittelpunkt der Landwirtschaft. Wenn Du Dich gerade hier in der Gegend des Bahnhofes umsiehst, wirst Du dies besonders deutlich erkennen. Da belädt der Bauer an den Rampen die Waggons mit seinen Erzeugnissen von Acker und Viehstall. In unmittelbarer Nähe liegen die Lagerhallen der BHG, die die landwirtschaftlichen Betriebe mit dem versorgt, was sie brauchen. Etwa 100 m weiter befindet sich der VEAB, eine Einrichtung des sozialistischen Staates, die ebenfalls für den Bauern geschaffen wurde. Auf dem Wege zurück in die Stadt kommst Du an dem Volkseigenen Gut Burghof vorbei. Eine der Hauptaufgaben dieses Betriebes ist, die Landwirtschaft mit einwandfreiem Saatgut zu versorgen. Die MTS mit ihrem gewaltigen Aufgabenbereich wurde bereits an einer andern Stelle erwähnt. Landwirtschaft, überall Landwirtschaft! Du mußt zugeben, daß dies das Charakteristikum für unsere Stadt ist.

Ich hoffe, liebe Gäste, daß dieser Rundgang bei Euch Eindrücke hinterlassen hat, die nicht so schnell wieder vergessen werden. — Wir Putlitzer wissen, daß unsere Stadt die kleinste im Kreise Pritzwalk ist, daß wir kein Ausflugsziel für anspruchsvolle Touristen sind, daß wir keine Industrie besitzen, die den Namen unserer Heimat in die Welt trägt. Wir wissen aber auch, daß unsere gesamte Bevölkerung auf ihrem Gebiet mindestens genau so ehrlich schafft wie in anderen Städten und Dörfern. Das Gefühl, ein Rädchen im großen Uhrwerk zu sein, das für den Erfolg des Ganzen notwendig ist, erfüllt uns mit Stolz. Hinzu kommt das erhebende Bewußtsein, diese Arbeit auf einer heimatlichen Scholle zu leisten, von der eine mindestens 1000jährige Geschichte nachgewiesen werden kann. In diesem Sinne feiern wir das große Jubiläum unserer Stadt Putlitz.

Putlitz in der Zeit seit 1945

Putlitz ist auch heute noch eine verhältnismäßig stille Kleinstadt, in welcher das Leben ruhig dahinfließt. Bewegtere Zeiten gab es nur während der letzten Kriegsmonate und in den ersten Jahren nach dem Kriege. Wir haben hier die unmittelbaren Schrecken und Verheerungen des Krieges nicht kennengelernt. Zwar warfen Flugzeuge hin und wieder in der nächsten Umgebung der Stadt vereinzelt Bomben ab, die gewaltige Sprengtrichter auf den Äckern aufrissen, doch entstand kein wesentlicher Gebäudeschaden. Stärker von der Kriegsnot berührt wurden wir erst, als nach der Bombardierung Hamburgs ein Flüchtlingsstrom auch in unser Städtchen kam und untergebracht werden mußte. Die Wohnungsnot wuchs dann in den letzten Kriegsmonaten durch fortgesetzten Zustrom von Flüchtlingen und Umsiedlern aus den Kampfgebieten im Osten. Die Einwohnerzahl von etwas über 2000 wuchs durch diese Zuwanderung auf rund 3200 an. Das brachte Not und Sorge genug für Alteingesessene und Zugewanderte.

Als die sowjetische Armee sich näherte, gab die Nazipartei noch den Befehl heraus, die Stadteingänge durch Panzersperren zu verschließen, und ließ auch solche an den Eingangsstraßen von Pritzwalk her errichten. Der Gedanke, unsere Kleinstadt auch nur für kurze Zeit zu verteidigen, war völlig sinnlos und eine Ausgeburt des Wahnsinns. Die Ausführung hätte nur für den größten Teil der Einwohner Tod und Vernichtung gebracht. Die Absicht der Hitlerleute wurde durch die Haltung der Einwohner zunichte gemacht. In der Nacht vom 2. zum 3. Mai rückten Truppen der Roten Armee ein. Nach wenigen Tagen kam eine Ortskommandantur her, die zunächst das Leben und Treiben in der Stadt durch ihre Anordnungen regelte. Sie sorgte dafür, daß kein Mangel an Lebensmitteln eintrat, daß es sofort Brot, bald auch Fleisch und Wurst gab. Die in den Geschäften vorhandenen Bestände mußten dem Verbrauch zugeführt werden. Der sowjetischen Kommandantur verdanken wir es, daß schon nach kurzer Zeit das Leben wieder so einigermaßen in Gang kam. Zum Kommandanturbereich gehörten 22 umliegende Dörfer. So war unser Städtchen gewissermaßen Hauptstadt eines kleinen Landkreises geworden. In der Stadt selber und in allen Dörfern wurden neue, verantwortliche Bürgermeister eingesetzt, die als Beauftragte

der sowjetischen Militärverwaltung vor allem für schleunigste Instandsetzung des dörflichen Wirtschaftslebens zu sorgen hatten. Die alten Machthaber, die noch bis zum Tage vor Einmarsch der Roten Armee ihre zum Teil sinnlosen und die ganze Stadt gefährdenden Anordnungen getroffen hatten, waren restlos verschwunden oder ihrer Ämter enthoben. —

Wenn in Putlitz bald alles wieder in normalen Gang kam, so verdanken wir es vor allem dem als Bürgermeister neu eingesetzten Herrn Gryzka. Leider wurde dieser verständige Mann nach Lenzen versetzt. Die Geschichte der Stadtleitung in den folgenden Jahren würde ein Buch für sich füllen.

Es können und sollen nur noch die sichtbaren Veränderungen bzw. Fortschritte dargestellt werden, die seit 1945 bis in die Gegenwart hinein zu verzeichnen sind. Eine wichtige Neuerung brachte die Bodenreform. Die beiden Großgüter Burghof und Philippshof und auch das Gut Karlshof wurden auf Grund dieses Gesetzes enteignet. Burghof blieb als Volkseigenes Gut ungeteilt erhalten. Das Gut Philippshof wurde an landlose oder landarme Bauern bzw. Siedler aufgeteilt. Etwa 60 Anteilnehmer erhielten dadurch Ackerland oder zum größten Teil eine Nutzungsfläche von 10 Hektar, die für eine Eigenwirtschaft ausreichten. Natürlich war der Anfang zu einer neuen Wirtschaft besonders für die Siedler, die ohne jede wesentliche Habe als Umsiedler hergekommen waren, nicht leicht. Die alteingesessenen Bauern und Ackerbürger leisteten mit Gerät und Vieh solidarische Hilfe. Zu ihrer Ehre kann gesagt werden, daß sie viel Opferbereitschaft gezeigt haben. Volle Anerkennung verdienen aber auch die Männer, die die gegenseitige Bauernhilfe organisiert und geleitet haben. Des Landwirtes Fritz Berger sei hierbei besonders ehrend gedacht. — Eine wesentliche Förderung erhielten die Neubauern durch die Maschinen-Ausleih-Stationen, die auf dem Hof von Philippshof zunächst mit zusammengesuchten landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten ins Leben gerufen wurde. Wer die Anfänge dieser MAS von einst kennt und damit unsere heutige MTS in ihrem ganzen Umfange vergleicht, der erkennt allein daraus, welche gewaltigen Fortschritte beim Wiederaufbau in etwa einem Jahrzehnt erreicht worden sind.

Einen weiteren Fortschritt auf dem Gebiete der Landwirtschaft bringt zweifellos der genossenschaftliche Zusammenschluß der einzelnen Kleinwirtschaften zu Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften. Doch ist diese neuzeitliche Wirtschaftsweise hier über das Anfangsstadium noch nicht viel hinausgekommen.

Weiterbau und Fortschritt werden augenscheinlich, wenn wir den Bestand an neuerbauten Häusern beachten. Trotzdem wir uns heute über eine zu geringe Bautätigkeit beklagen, zeigt uns ein Rückblick auf das letzte Jahrzehnt, daß es hier einen beachtlichen Zuwachs gegeben hat. So entstanden bei Philippshof und auf der Feldmark in Richtung Lütkenhof verschiedene

Neubauerngehöfte. Ebenso wurden auf dem Kiebitzberg eine Anzahl von Kleinhäusern errichtet. Erst im letzten Jahre ließ die MTS für Angehörige ihres Betriebes zwei modern eingerichtete Wohnhäuser bauen.

Als eine besondere Errungenschaft der letzten Jahre ist der Bau unseres prachtvollen Schwimmbades zu nennen. Die Regierung unserer DDR hat hier der Stadt in großzügiger Weise geholfen.



Zentralschule Putlitz

Eine recht starke Veränderung brachte die Zeit seit 1945 auf dem Gebiete des Schulwesens. Wegen der stark angewachsenen Kinderzahl war eine räumliche Erweiterung der Schule dringend nötig. Die sowjetische Militärverwaltung gab für diesen Zweck das Schloß Philippshof frei. Zu den sieben Unterrichtsräumen im alten Schulgebäude wurden so noch sechs Klassen und notwendige Nebenräume neu gewonnen. Die Schule Putlitz wurde zur Zentralschule für den größten Teil der umliegenden Dörfer.

Alle Kinder vom 5. Schuljahr ab aus diesen Dörfern besuchen jetzt die Schule in Putlitz. Diese wurde im Jahre 1956 durch ein 9. Schuljahr erweitert, und in diesem Jahre wird das 10. folgen, so daß unsere Stadt dann eine voll ausgebaute Mittelschule besitzt. — Eine landwirtschaftliche Berufsschule, die ebenfalls von den Jugendlichen aus den umliegenden Dörfern besucht wird, ist in den letzten Jahren mit eigenen Unterrichtsräumen und besonderen hauptamtlichen Lehrkräften eingerichtet worden.

Ein ständiges Lichtspieltheater mit guter Ausstattung ist neu entstanden. Das Parchimer Landestheater mit seinem guten Spielplan veranstaltet monatlich mindestens eine Aufführung, die auch aus den umliegenden Dörfern stark besucht wird. — So ist die Stadt im Laufe des letzten Jahrzehnts zu einer Zentrale des Bildungs- und Kulturlebens geworden und hat an Bedeutung erheblich gewonnen.

In den Jahren 1945/46 hatte die Stadt als Notmaßnahme ein behelfsmäßiges Krankenhaus eingerichtet. Aus ihm ist dann nach mancherlei Wandlungen das heutige Landambulatorium mit seinen vielseitigen Einrichtungen als wichtige Stätte der Krankenbetreuung entstanden.

Eine fortschrittliche Entwicklung erkennen wir auf allen Gebieten. Im Straßenbau und in der Besserung derselben ist im letzten Jahrzehnt viel getan worden: Straße in der Siedlung, Straße über den Kiebitzberg, Teile des Hülsebecker Dammes, Chausseestraße und Birkenpromenade. Die Neupflasterung der Ernst-Thälmann-Straße ist in vollem Gange. Vor 1945 ist gewiß in einem Jahrzehnt niemals an Straßenbesserung soviel geleistet worden.

In diesem Zeitabschnitt ist vor allem auch unser vorbildlicher Kindergarten entstanden. Er ist ein besonders beredtes Zeugnis dafür, wie unsere Regierung und Verwaltung für die Jugend sorgen.

Wenn wir auf diese Jahre nach dem völligen Zusammenbruch Deutschlands zurückblicken, so können wir mit Stolz und Genugtuung feststellen, daß diese Zeit in Putlitz eifrigst und erfolgreich genutzt worden ist. Jede Besserung, jeder Fortschritt in öffentlichen Einrichtungen bedeutet für uns eine Besserung unseres Lebensstandards, unseres Wohlstandes. Als 1945 so vieles zusammenbrach, hatten wohl auch bei uns viele den Mut und den Glauben verloren; ein Jahrzehnt aber hat allen gezeigt, daß es unter unserer jetzigen Staatsführung vorwärts geht — aufwärts und schneller als je zuvor.

Das Wort gilt auch für unser Städtchen:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Ein heimatkundlicher Deichspaziergang von Cumlosen nach Müggendorf

Fortsetzung

Die Bezeichnung Schwarzholz ist als Flurname noch heute geblieben. Wir wandern jetzt ein Stückchen weiter und kommen zu unserer Schleuse. Sie hat so manchem Hochwasser standgehalten. Es heißt in der Deichchronik: „Nach verschiedenen Schwankungen stieg das Wasser Ende März wieder derartig, daß es auch am 2. April 1827 abends bei Lenzen einen Höchststand von 6,12 m erreichte; diesem lange anhaltenden Hochwasser, verbunden mit Regen und Sturm, konnte schließlich der Deich bei Müggendorf nicht widerstehen und brach in der Nacht vom 2. zum 3. April in einer Länge von 15 Ruten, aber ohne Auskolkung. Es gelang, den Wentdorfer Achterdeich zu halten, obwohl an einigen Stellen das Wasser überlaufen wollte. Die sofortige Abtragung der Deichkrone am Cumloser Überfall wurde zwar angeordnet, stieß aber auf passiven Widerstand und wurde schließlich nur in geringem Maße ausgeführt. Gegen den Befehl des Deichinspektors wurde alsdann die Schleuse geöffnet. Tatsächlich wurde dann das durch den Deichbruch in den Polder eingetretene Wasser durch die Cumloser Schleuse wieder der Elbe zugeführt, der Deichinspektor Arndt bezeugt aber, daß die Schleuse damit „ein überaus bewundernswertes Probestück ausgehalten, welches er nicht wieder wagen werde.“

Gleich hinter der Schleuse vor dem Seebusch sehen wir den „Pötterhaken“. Hier holten sich die Töpfer Greuel mehrere Generationen hindurch ihren Lehm für „de Hölt'n Pött“. Wir gehen weiter den Elbdeich entlang und befinden uns jetzt auf dem Paris. Auf dem Sand, einem Flurstück kurz vor Balkes Eichen, zankensich einige Nebel- und Rabenkrähen um ein Beutestück. Inzwischen haben wir Balkes Eichen erreicht. So ein Eichenwald, nur knorriger, riesiger und älter, stand vor Jahrhunderten auf den Elbwiesen von Müggendorf bis nach Cumlosen hin. Es war in der Zeit, als es noch die Scholwern gab, eine Wasservogelart, die unter den Fischen großen Schaden anrichteten. Sie hatten schwarzglänzende Federn auf dem Rücken, unter dem Bauch waren sie weiß und hatten einen großen krummen Schnabel.

Gegenüber Balkes Eichen zwischen Haverkosts und Mosblechs Koppel soll einmal eine „Pöttermöll“ gestanden haben. An dieser Stelle begann auch der Mäschedeich, er ist hier noch gut erkennbar.



Aufn.: W. Westermann, Cumlosen

Am Deich bei Cumlosen

Weiter wandern wir Müggendorf entgegen, an Schlehdorn, Heckenrosen, Weißdorn und Weiden vorbei. In einer Koppel, hinter einer Naturhecke, sehen wir noch einen Schwengelpütten. Vor uns ruft mit seiner melodischen Stimme der große Brachvogel. Kein anderer Sumpfvogel kann diese Töne hervorbringen. In gewandtem Flug, spielend, mit etwas abgebogenem Schnabel zieht der Brachvogel über uns hinweg. Oben in der Luft rüttelt der Turmfalke. Nicht weit von uns dienert eine Rabenkrähe, wild umflogen von Kiebitzen. Unwillkürlich denke ich an Hermann Löns, der in einem Buche schrieb: „Immer höflich“, sagte die Krähe und machte jedesmal einen Diener, wenn sie dem Kiewitt ein Ei aussoff!“

Inzwischen sind wir am „Stummeldiek“ angelangt. Er ist noch ein Überbleibsel von dem Müggendorfer Deich, der bis zur Elbe führte. Auf der gegenüberliegenden Seite stand ehemals eine Wasserschöpfmühle. Diese

Mühle wurde um 1850 abgetragen und als Holländermühle in Cumlosen am Kanal wieder aufgebaut. Der letzte Inhaber dieser Mühle war Müllermeister Wilhelm Sempff.

Dieses Fleckchen rechts und links des Deiches ist für den Ornithologen besonders interessant. Die sogenannten Neuen Eichen zur Rechten werden von Großvögeln aller Art gern aufgesucht. Links in der Koppel, umgeben von niedrigem Dornestrüpp, sind Groß- und Kleinvögel anzutreffen. Es ist hier nicht die Stelle, alle anzuführen, aber den Weißstorch, der jahrelang hier sein Nest auf einer Krüppeleiche hatte, und den Waldkauz, der mich mit seinen großen Augen auch am Tage anschaute, möchte ich doch noch erwähnen.

Beim vielen Schauen und munteren Plaudern haben wir Müggendorf erreicht. Wir verweilen noch einige Zeit bei der „Stormglock“ an der alten Schule, die uns nicht mehr unbekannt ist, doch wissen wir wenig von ihr, denn was hat sie in all den Jahrhunderten in Not und Gefahr für das Dorf getan?

Schön war dieser Tag, schön ist der Weg auf dem Elbdeich von Cumlosen nach Müggendorf in geschichtlicher und naturkundlicher Hinsicht, ganz besonders aber an diesem Frühlingstag. Eine Amsel grüßt singend die scheidende Sonne. Aus dem Weidenbusch schmettert unermüdlich der Drosselrohrsänger sein „karre karre kiet kiet“. Über die Elbe glüht weithin das Abendrot.

Aus einem Schreiben unseres Mitarbeiters Ernst Stadtkus:

„... Es gelang mir vor kurzem, ganz unbemerkt eine Aufnahme von einem fast 82jährigen werktätigen Bauern zu machen, den ich beim Ausmisten des Stalles antraf. Der alte Herr verkörpert den Typ der alten Prignitzer Kleinbauern, und ich meine, die wären es wohl wert, daß wir ihnen in unseren Heimatblättern ein Denkmal setzen.

Für mich, für den alten Bauern Oskar Hähnel aus Barenthin und wohl auch für viele Freunde und Kenner unserer Heimat und ihrer Menschen dürften Bild und Verse eine Freude und eine liebe Erinnerung sein. Das absterbende, oftmals auch recht gute Alte, mit dem Werdenden in liebe- und sinnvoller Weise zu verbinden und die Brücke zwischen gestern und morgen zu sein, halte ich für eine der schönsten Aufgaben unserer Heimatliteratur...“



Aufn.: E. Stadtkus, Rehfeld

De olle Prignitzer Bur

De Rücken krumm un gries daet Hoor.
Sien Oogen oawers blitzen kloor
als wär he groat erst twintig Johr.

Doch mehr als achtzig sind vergohn
wo he in Wind un Weder stohn
un Dag vör Dag sien Arbeit doan.

He hölt de Fork noch wiss in d' Hand,
set't Ploog un Woagen noch instand
un geiht ok oft noch öwert Land.

He proahlt nich, un he red't nich grot,
doch wat he seggt, hätt Hand un Foot.
Wat he verspreckt, is wie'n Gebot.

Noch steiht he fast wie'n Feldsteenmur,
denn Eikenholt un'n Prignitzbur
sind isenhard un sind von Dur.

Bläder ut de Prignitz

„Bläder ut de Prignitz“ fladdern die int Hus,
brenge'n die ut de Heimat manchen lewen Gruß.
Bläder ut de Prignitz kloppen bie die an:
Denkst noch an dien Heimat? Denkst du noch daran
an de hollen Weiden längs de Wischenwääg,
an de olle Windmöll un de lütte Schmääg?

Waetst du noch, wie Vader arbeit't hätt up d' God,
un wie Mudder Möh' här um daet lewe Brot?
Wie im Aust de Seisen rätschten dörch daet Kurn
un wie Tüffeln rackten up daet Feld bien Burn.
Denkst noch an de Äppel, de wie'n Godsherrn klaut —
un wie uns de Köster dafür hätt verhaut?

Bläder ut de Prignitz gäwen die Bericht
von dien olle Heimat un ehr neu Gesicht.
Bläder ut de Prignitz willn die vertellen
daet jetzt freie Minschen freiet Land bestelln.
Bläder ut de Prignitz — naem se in dien Hand —
bunt sünd se, un ihrlich, wie uns Prignitzland.



Aufn.: Peters, Perleberg

An der Stepenitz bei „Neu Mühle“, Perleberg

HERMANN BODIN, REHFELD

Wie der Name „Wilhelmsgrille“ entstand

Zwischen dem Holzhausener und dem Schönermarker Weg, von Osten und Westen durch die alte Heerstraße Magdeburg—Stralsund begrenzt, südlich vom Dorfe Rehfeld lag im 18. Jahrhundert eine wüste, ca. 1000 Morgen große Parzelle. Um diese Zeit erschienen drei Reisige: Lebrecht und Wilhelm von Klitzing nebst einem Stallknecht, dessen Namen unbekannt ist. Der Erstgenannte entstammte einer Nebenlinie der von Klitzings in Demerthin. Danach stand der Besitzergreifung jener wüsten Parzelle nur wenig im Wege, zumal die Kirchenpatrone von Rehfeld die Demerthiner Klitzings waren.

Die besagten drei Reisingen pflanzten als erstes drei Linden, das sollte „drei Freunde“ bedeuten. Eine von ihnen steht heute noch; ihres Alters wegen

ist sie unter Naturschutz gestellt. Geldlich müssen die drei Reisigen gut bestellt gewesen sein. Sogleich begann das Bauen. Aus Steinen wurde ein schloßähnliches Gebäude und ein Pferdestall errichtet, die beide allerdings nur mit Rohr abgedeckt waren. Es wurden Karpfenteiche angelegt und ausländische Bäume und Sträucher gepflanzt. Selbst der Weinberg, dicht am Schönermarker Weg gelegen, fehlte nicht. Auch ein Friedhof wurde angelegt. Überreste all dieser Anlagen sind noch heute vorhanden.

Wie nun die Überlieferung von Mund zu Mund besagt, brannten eines Tages die Gebäude bis auf die Grundmauern nieder. Beim Anblick dieses Brandes soll Wilhelm von Klitzing ausgerufen haben: „Wie mir das grillt!“ (Grillt bedeutet soviel wie ärgert). Hieraus soll der Name entstanden sein, der ursprünglich „Wilhelms Grille“ geschrieben wurde.

Es spukt in Wilhelmsgrille

Auch nach dem Tode der drei Reisigen, des Leberecht und des Wilhelm von Klitzing und ihres Stallknechtes, die einst im 18. Jahrhundert in Wilhelmsgrille ein lasterhaftes Leben geführt haben, ließen ihre Geister sie nicht zur Ruhe kommen. Als schwarzer Hund mit roten Augen und im weißen Geistergewande spukten sie nun in der Abend- und Nachtzeit zwischen Gebüsch und Teichen, zwischen Friedhof und Weinberg umher. Wehe dem, der bei Dunkelheit über die Grille ging; er kam aufgeregt zu Hause an. Anders erging es demjenigen, der auf dem Schönermarker Weg zu später Nachtstunde an dem Weinberg vorüber ging; er wurde solange festgehalten, bis von irgendeinem Kirchturm die zwölf Glockenschläge ertönten, dann war der Bann gebrochen. Schweißgebadet fand er sich bei den Seinen daheim ein. Wehe aber denen, die des Nachts um die zwölfte Stunde mit Pferd und Wagen am Weinberg vorüberfahren: Der weiße Geist schwebte über der Höhe des Weinberges, der schwarze Hund mit den roten Augen sprang auf den Wagen, und die Pferde begannen zu rasen und verloren den sonst so bekannten Weg. Nicht selten ging Pferd und Wagen entzwei. Häufig fand man auch am nächsten Tage das Pferd tot im Stalle liegen. — Fraß ein Pferd oder ein anderes Tier von den Sträuchern, die in der Nähe des Weinberges wuchsen, kreperte es.

Allmählich legte sich der Geisterspuk, ein leises Gruseln aber blieb. Der Geisterspuk lebte erst wieder auf, als vor ungefähr 120 Jahren ein Wirtschaftshaus gebaut und das abgebrannte erneuert wurde. Die Rehfelder Bauern trugen durch Geld und Abgabe von Acker zum Bau bei. Der neu eingesetzte Wirtschaftler hieß Ollermann; er liegt auf dem Geisterfriedhof begraben. Von ihm wurde die Lindenallee gepflanzt, die heute unter Naturschutz steht. Solange Ollermann lebte, spukte auch das weiße

Gespent wieder umher. Der schwarze Hund aber war zum schwarzen Kalb geworden. Und das war so gekommen:

Ollermanns Hund war allen bekannt. Darum wurde er durch ein Kalbfell unkenntlich gemacht. Durch ihn lebte der Geisterspuk wieder auf, und so manch einer geriet sogar auf der Ofenbank ins Gruseln. Mit dem Ableben dieses Verwalters hörte auch das Erscheinen der Geistergestalten auf. Obwohl auch noch nach dieser Zeit von den Geistern der Grille erzählt wird, ist der Alpdruck doch gewichen.

Noch vor 60 Jahren wagte es kein Mensch, zur Abend- und Nachtzeit allein über den Weinberg zu gehen. Holzfäller beispielsweise gingen immer zu zweien oder mehreren und trugen stets etwas Eisernes, nämlich ihre Äxte, bei sich.

Das Kalbfell des Hundes mit den Schnallen, das einem Trick diente, wurde von dem letzten Verwalter namens Berg gefunden. Dieser übermittelte diese Spukgeschichten seinem Sohne, der sie als ältester Rehfelder dem Schreiber erzählt hat.



Aufn.: Schacht, Wittstock

An der Dosse im Stadtgebiet Wittstocks

Aus Perlebergs schwerer Vergangenheit

Der Perleberger Gedenktag

Noch sind in aller Erinnerung die schweren Jahre der beiden letzten Weltkriege; ihre Wunden sind noch nicht geheilt. Da treten von neuem düstere Wolken am Schicksalshimmel Europas, ja vielleicht der ganzen Welt auf. Eine Gefahr, wie sie die Welt noch nicht gekannt hat, bedroht unheimlich die Existenz alles Lebenden auf dieser Erde. In letzter Stunde erhoben nun 18 führende deutsche Atomgelehrte und jetzt auch der weltbekannte Arzt Dr. Albert Schweitzer ihre warnende Stimme und rüttelten an das Gewissen der Menschheit.

Bei diesem Gedenken an die furchtbaren Jahre der Weltkriege und dem Erschauern bei dem Gedanken an einen Atomkrieg sei einmal ein Rückblick gestattet auf schwere Zeiten der Vergangenheit, wie sie einst vor mehr als 300 Jahren unsere Heimatstadt Perleberg erlebt hat.

Es war mitten im 30jährigen Krieg (1618—1648) im Jahre 1638. Da wurde die Stadt durch Kriegseinwirkungen an den Rand des Abgrundes gebracht. Ursprünglich war der Krieg als Existenzkampf zwischen der evangelischen und der katholischen Kirche entbrannt. Doch längst war er zu einem politischen Machtkampf geworden. Als am 6. November 1632 der schwedische König Gustav Adolf, der Führer der Protestanten, bei Lützen gefallen und Wallenstein, der Führer der kaiserlichen Truppen, am 25. Februar 1634 in Eger ermordet worden war, da fehlten die großen Feldherren. Es gab nun keine entscheidenden Schlachten mehr, aber noch länger als ein Jahrzehnt zogen die gegnerischen Heere und Heerhaufen in deutschen Landen umher. Sie raubten und plünderten; die Bewohner mußten eben die Soldaten ernähren. Alle Zucht und Ordnung waren dahin. Zwei schwedische Heere durchzogen Deutschland. Das erste stand unter dem Herzog von Weimar, das andere unter General Bauer. Des letzteren Heer war es nun, das besonders unsere Prignitz brandschatzte. Der schwache Brandenburgische Kurfürst Georg Wilhelm (1619—40) hatte anfänglich treu zu den Schweden gehalten; er hatte dann aber 1635 mit dem katholischen Kaiser Frieden geschlossen. Kaiserliche und brandenburgische

Truppen unter General Gallas sollten die Schweden aus Brandenburg vertreiben. Doch als 1636 in einer großen Schlacht bei Wittstock die Schweden siegten, mußten sich die kaiserlichen und brandenburgischen Truppen zurückziehen. Der Rückzug führte dann 1638 über Perleberg und Cumlosen in Richtung Lenzen. Die Schweden folgten. Da begann im Jahre 1638 für Perleberg die grausamste Zeit, die es je erlebt hat. Es rächten sich die Unterlassungssünden der Stadtväter. Perleberg war einst stark befestigt gewesen. Dicke Mauern, doppelte Wälle und Wassergräben, die vielen Wachtürme und 50 Wykhäuser nebst festen Toren hatten einst wohl gegen Angriffe gut geschützt. Hinter ihrem Schutze hatte die Stadt zu Wohlstand gelangen können. Man hatte nun aber versäumt, die Befestigungsanlagen instandzuhalten. Die Tore waren nicht mehr in Ordnung. Der Reichtum aber der Stadt zog die plündernden Truppen besonders an.

So kam das Jahr 1638 heran. Die Gegend um Perleberg wurde der Schauplatz dauernder Scharmützel zwischen feindlichen Heerhaufen. An der Landwehr zwischen Düpow und Bollbrück war ein befestigtes Lager. Am 3. November zog der kaiserliche General von Buchheim in die Stadt ein. Er wollte die Stadt vor Plünderungen schützen. Es kam ihm aber nur darauf an, die Stadt von dem zu befreien, was nachfolgenden Truppen in die Hand fallen könnte. So hatte Perlebergs Notzeit begonnen. Frühzeitig setzte noch ein strenger Winter ein. Dauernde Einquartierungen folgten. Es entstand bald ein empfindlicher Mangel an Lebensmitteln; es war nicht genügend Brot vorhanden, auch Fleisch fehlte. Das Vieh war von feindlichen Truppen bereits weggetrieben worden. Hunde und Katzen waren bald begehrte Leckerbissen. Als bei einem Schneesturm einige Dachziegel vom Kirchendache losgerissen wurden und wachhabende Soldaten beschädigten, wurde die Kirche erbrochen und ausgeplündert. Am 14. November verließ Buchheim die Stadt und ließ zum Schutz einen Rittmeister mit 50 Reitern zurück, die aber bei weitem nicht ausreichten.

Da erschienen am 15. November zahlreiche Haufen von mehreren 100 Reitern am Wittenberger Tor und drangen gewaltsam in die Stadt ein. Mit ihnen kam das Grauen und die Verwüstung. Die Leiden der Stadt sind nicht zu beschreiben. Die Bevölkerung wurde aller Kleidung beraubt. Schändungen von Frauen, Mädchen und Kindern im Alter von 12 bis 13 Jahren geschahen überall in den Häusern und auf den Straßen. Nach der Reimchronik von Rektor Höpfner hat die Brücke, die von der Knabenschule zur Uferstraße führt, den Namen „Jungfernbrücke“ daher, daß hier Jungfrauen, die von Soldaten verfolgt wurden, in die Stepenitz gesprungen sind. Alle Betten und Wertsachen aller Art wurden weggenommen. Es war

kalt und fehlte an Heizmaterial. Da wurden Tische, Stühle und Bänke verbrannt; alle Obstbäume wurden abgehauen und in den Ofen gesteckt. Die Quälereien der Bevölkerung nahmen kein Ende. Man hatte oft Geld und Silbersachen vergraben. Nun wurde man gequält, um die Verstecke zu verraten. Man goß den Ärmsten Jauche in den Mund und zwang sie, die herunterzuschlucken. Das nannten die kaiserlichen Truppen den „schwedischen Trunk“. An den Haaren hängte man die Unglücklichen auf. Durch Daumenschrauben suchte man die Geständnisse zu erpressen, oder man steckte ihnen Feuer in den Mund. Auch wurde wohl die Zunge mit einer dünnen Nadel durchstoßen, die man dann hin und her zog. Die Frau des Küsters hängte man in den Rauchfang und tauchte sie dann in den Brunnen. Zu allem Unglück kam auch die Pest hinzu, die 700 Menschen tötete. Bald waren der Leichen so viele, daß man sie nicht mehr bestatten konnte. In den Straßen blieben oft die Toten liegen; niemand dachte daran, sie zu beerdigen. Vier von den fünf Lehrern starben an der Pest. Schlimm hauste man in der Kirche. Sie wurde vollständig ausgeplündert, die Orgel zerstört, ein goldenes Marienbild herabgestürzt, der Gotteskasten erbrochen, ein Abendmahlsgemälde zerspalten, goldene und silberne Kirchengeschätze gestohlen. Den Schneider Christoph Stavenow hängte man an der Kanzel auf. Vom Friedhof wurden die hölzernen Kreuze entwendet und verbrannt. Die Schule hatte man zum Pferdestall gemacht; der Mist reichte bis zum Fenster. Zu allem kam noch eine Feuersbrunst hinzu, die 40 Häuser zerstörte. Wem es irgendwie möglich war, der floh. Viele irrten in den umliegenden Wäldern umher. Man suchte die Stadt Werben in der Altmark zu erreichen. Diese Flucht gelang unter anderem dem Kantor Freyer und dem Diakonus Schmidt. Als am 30. November die schlimmste Notzeit vorbei war, kehrte Freyer zurück. Von ihm stammt ein ausführlicher Bericht über die Leiden der Stadt. Er war auch dabei, als in der vom Mist gesäuberten Schulstube der erste Gottesdienst gehalten wurde. Soldaten, die die Zerstörung Magdeburgs (1631) miterlebt hatten, behaupteten, daß es dort nicht so grausam zugegangen wäre wie im November 1638 in Perleberg.

Wie sah es nun in unserer Heimatstadt nach der Zerstörung aus? Von den einst 300 Häusern standen nur noch 50. 3000 bis 3500 Einwohner hatten einst hier gelebt. Jetzt waren es nur noch 300. Von den früher 100 Schulkindern fanden sich nur 20 wieder ein. Die einst so blühende Stadt war untergegangen.

Wie sehr sich diese furchtbare Zeit der Bevölkerung eingeprägt hat und die Erinnerung daran wachgehalten worden ist mehrere Jahrhunderte hin-

durch, beweist die Tatsache allein, daß hier in Perleberg bis zu den Weltkriegen alljährlich noch der „Perleberger Denktag“ offiziell begangen worden ist. Er wurde immer am Donnerstag nach Martini (11. November) unter Beteiligung des Magistrats abgehalten. Der Tag war für die Schulen unterrichtsfrei.

Sollte nicht dieses furchtbare Erlebnis unserer Heimatstadt vor mehr als 300 Jahren und die grausame Erinnerung an die letzten Weltkriege gerade jetzt im Zeitalter der Atombombe eine Warnung sein? Die Vernichtung würde ja noch viel umfassender sein. Ja, man kann zweifeln, ob dann noch Menschen übrig bleiben würden, die einen „Denktag“ abhalten könnten.



Aufn.: R. Weckmüller, Eisleben

Viele tausend Jungen und Mädels verleben auch in diesem Jahr wieder frohe Ferientage überall in der Republik.

Hier Mädels beim Volkstanz im Kreis Perleberg



Aufn.: H. Schmidt, BBS-Horst

Lehrlingswohnheim Volksgut Horst/Blumentahl

ULRICH KOMM, SPIEGELHAGEN

Das Handwerk als Sprachschöpfer

Seit einiger Zeit zeigt sich in unserer Deutschen Demokratischen Republik eine immer stärker werdende Teilnahme weiter Kreise der Öffentlichkeit an der allgemeinen Pflege unserer deutschen Nationalsprache. Mehr als je zuvor wird uns dabei bewußt, ein wie hohes und teures Kulturgut unsere Muttersprache ist und welche große Bedeutung ihr im Kampf um die Wiedervereinigung unseres gespaltenen Vaterlandes zukommt, denn:

Neben der Gemeinsamkeit des Territoriums, des Wirtschaftslebens und der sich in der Gemeinschaft der Kultur offenbarenden psychischen Wesens-

art ist es vor allem die Gemeinsamkeit der Sprache, die ein Volk zu jener historisch entstandenen und stabilen Gemeinschaft von Menschen erhebt, die wir Nation nennen.

Darum ist es jedem wahren Patrioten nicht nur Herzenssache, sondern auch politische Pflicht, unsere Muttersprache, das zur Zeit noch festeste Band zwischen Ost und West, gegen alle zersetzenden Einflüsse der Überfremdung (Anglizismen wie Camping, Hobby usw.) oder der Sprachverchluderung durch Funktionärsdeutsch und Modewörter (vollinhaltlich, hundertprozentig, erstellen usw.) wie unseren Augapfel zu schützen.

Dabei braucht uns um die Reinerhaltung unserer Sprache und um die Neubelebung unseres bereits so jämmerlich verarmten und entkräfteten Sprachlebens gar nicht so bange zu sein.

Und in der Tat, Welch reiche Schätze hat uns beispielsweise die Handwerksprache anzubieten! Wir müssen nur ein wenig danach „schürfen“ und den „Fährten nachhängen“, die zu manchem bereits verschütteten Quell führen.

Wenn ich im folgenden vom Handwerk als einem der bedeutendsten Sprachschöpfer sprechen will, dann gedenke ich, in den Begriff „Handwerk“ bis zu einem gewissen Grade auch andere Berufsgruppen mit einzubeziehen, deren so überaus bildhafte Wortprägungen ich für wert erachte, unser Umgangsdeutsch zu bereichern, wie etwa die Weidmannssprache mit ihren fast 2000 Ausdrücken, die Sprache der Seeleute oder Bergleute, der Bauern oder Fischer. Viele, oft aus dem Mittelalter stammenden Redewendungen, die wir noch heute verwenden, haben im Laufe der Zeit einen Bedeutungswandel durchgemacht, so daß ihr ursprünglicher Sinn uns nicht immer gleich verständlich ist, wiewohl sie unserer Sprache ihr besonderes „Gepräge geben“.

Zweifelsohne der Handwerkssprache entnommene und dann im übertragenen Sinne verwandte Ausdrücke sind zum Beispiel: „alles über einen Kamm scheren“ oder „über einen Leisten schlagen“, jemandem aus etwas „einen Strick drehen“ oder ihm „am Zeuge flicken“, sich „verhaspeln“ und „gut beschlagen sein“ für jemanden, der sich auf einem Gebiet gut auskennt.

Weniger deutlich verraten die nachfolgenden Redewendungen ihren Ursprung. „Ränke schmieden“ für böse Absichten verfolgen ist abgeleitet von

Rank = Krümmung (vgl. Ranke) und bedeutet demnach „Ringe anfertigen“, in denen sich jemand fangen soll. Hiermit verwandt ist der Ausdruck „jemandem den Rang ablaufen“ (eigentlich Rank), das heißt: die Wegkrümmung abschneiden. Auch „vom Hundertsten ins Tausendste kommen“ ist uns in seiner ursprünglichen Bedeutung nicht mehr deutlich. Diese Redewendung hängt mit dem alten Rechenbrett zusammen, also mit dem „Rechnen auf der Linie“, das noch im 16. Jahrhundert angewandt wurde. Dabei wurden die dekadischen Einheiten auf bestimmten Linien und deren Zwischenräumen durch Rechenpfennige angegeben, wobei es vorkommen konnte, daß jemand „das Hundert ins Tausend warf“. In ähnlicher Weise konnte einem jemand auch „ein X für ein U machen“, wenn er betrügen wollte, indem er nämlich eine X (= 10) für eine V (= 5) auf die Rechnung setzte. Ebenso dürfte wenigen bekannt sein, daß der Ausdruck „Verballhornen“ oder „verballhornisieren“ für „verschlimmbessern“ auf den Buchdrucker Ballhorn zurückgeht. Und das Wort „Vergunst“ für Erlaubnis entstammt dem alten Handwerksspruch „Mit Vergunst“ (vgl. ‚Mit Verlaub‘), den der Geselle beim Betreten des Hauses des Meisters sprach. Siehe hierzu: vergönnen — Vergünstigung.

Aus dem Rechtswesen vergangener Zeiten sind uns Redewendungen erhalten geblieben wie diese: „Etwas auf die lange Bank schieben“, was soviel hieß, Gerichtsakten, die damals auf Bänken aufbewahrt wurden, ans hinterste Ende dieser Bank schieben, wodurch ihre Erledigung lange auf sich warten ließ. Und die „Umstände“ waren die Umstehenden bei den Dingverhandlungen, woraus die Wendung entstand „nicht viel Umstände machen“. Das Jagdwesen spiegelt sich in: „zur Strecke bringen“, „ins Gehege kommen“, „auf dem Busch klopfen“ und vielen anderen Redewendungen. Aus der Standessprache der Ritter blieben bis auf den heutigen Tag erhalten: „für jemanden eine Lanze brechen“ oder jemanden „in die Schranken fordern“, während der Sprache der Bauern Ausdrücke entnommen sind wie „leeres Stroh dreschen“ oder „ein Brett vor dem Kopfe haben“ wie der Zugochse.

Doch zurück zur Handwerkssprache, da wir sonst wirklich noch vom Hundertsten ins Tausendste kommen. Viele alte Worte sind im Laufe der Jahrhunderte wieder verlorengegangen, andere wurden neugeprägt, wieder andere erlebten einen Bedeutungswandel. Das so alltägliche Wörtchen „Zweck“ bedeutete ursprünglich den Holzpflock (s. Schuhzweck — Heft-

zwecke) im Mittelpunkt der Schießscheibe, also den Zielpunkt, woraus sich der „Zweck“, das „Endziel“, herleitet. Vergleiche hiermit den Ausdruck „Den Nagel auf den Kopf treffen“.

Auch die „Messe“, ursprünglich nur für eine kirchliche Feier gebräuchlich, geht über auf den daran anschließenden Markt auf dem Kirchplatze, und wer denkt heute beim Besuch der Leipziger Messe noch an Kirche und Höchamt.

Wie erfinderisch das Handwerk als Sprachschöpfer schon in früherer Zeit war, beweisen Begriffe wie „Schweizerdegen“ oder „Spiegelfechtere“. Der Schweizerdegen war das zweihändige Schwert der schweizer Landsknechte des 16. und 17. Jahrhunderts, das für Hieb und Stich gleichermaßen tauglich war, bis man den Begriff auf jemanden übertrug, der sowohl Schriftsetzer als auch Drucker war. Und die Spiegelfechtere war in der Zeit, da die Zünfte es an ritterlichem Gehabe dem Adel gleichzutun sich befließigten, das Schau- und Scheingefecht in spiegelblank glitzernder Prunkrüstung, hatte also mit dem eigentlichen Spiegel recht wenig zu tun.

Sehr alt ist auch das Wort „Pensum“ (von lat. pendere = wägen) und bedeutete eigentlich das „Zugewogene“, etwa die den Sklaven als Tagesarbeit zum Spinnen zugewogene Wolle, woraus dann der allgemeine Begriff „Aufgabe“ entstand.

Kehren wir nun aber allmählich wieder in unsere Tage zurück und lassen uns „heimleuchten“, wie es weiland ein guter Weinwirt seinen letzten Gästen tat, als es noch keine Straßenbeleuchtung gab. Wir sehen, daß dieses „Heimleuchten“ einst in der allerfreundlichsten Absicht geschah, während, wenn heute jemandem heimgeleuchtet wird, dies weit weniger freundlich gemeint ist.

Wer kennt nicht noch das außen auf eine Packung aufgebundene Musterexemplar handwerklicher Erzeugnisse — etwa eines Eßbestecks —, wofür man nicht gerade das schlechteste Stück auswählte, den sogenannten „Ausbund“? Auf einen Menschen übertragen, spricht man daher noch gern von einem Ausbund von Frechheit, von Tugend, Schönheit und so weiter, während der „Abschaum“ der Menschheit sicherlich in einem Sudhause seinen sprachlichen Ursprung zu suchen hat. Ähnlicher Herkunft dürfte auch die „Abgefemtheit“ sein, da Fem soviel wie Schaum bedeutet.

Mit der immer weiter voranschreitenden Entwicklung der Technik und mit der Erfindung immer neuer Maschinen und Geräte mußte der Schöpfer dieser Dinge gleichzeitig auch Schöpfer der neuen Bezeichnungen dafür sein, und gerade unser technisches Jahrhundert schuf viele neue Wörter, wie zum Beispiel: Kunstseide, Zellwolle, Rundfunk, Gleichrichter, Sperrkreis, zum Großteil also Wörter, die aus zwei oder mehr alten Wörtern zusammengesetzt wurden. Alle diese Wörter sind bereits in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen. Ebenso verhält es sich mit vielen im Gefolge technischer Neuschöpfungen entstandenen neuen Wörtern, die zunächst nur der technischen Fachsprache angehörten, heute aber bereits in übertragener Bedeutung verwendet werden, wie etwa: Belastungsprobe, Entgleisung, Leerlauf, Kurzschluß, ausschalten, Spannung oder Entspannung. Das beweist, wie stark diese Einwirkungen auf unser Sprachleben sind.

Gleichzeitig damit entstanden neue Redensarten, die einen Teil der alten abzulösen beginnen, da sie ihre bildhaften Vergleiche aus unserer heutigen Vorstellungswelt nehmen. Sagte man früher „auf die lange Bank schieben“, so tritt daneben unser heutiges „auf das tote Gleis schieben“. Für „auf den Zahn fühlen“ verwenden wir jetzt „unter die Lupe nehmen“ oder für „das Pulver nicht erfunden haben“ den Vergleich mit der „langen Leitung“. Dazu treten Wendungen wie „Zeitlupentempo“, „am laufenden Band“ und viele andere mehr.

Aber die sprachlichen Neuschöpfungen beschränken sich nicht auf Dinge, sie greifen auch über auf unser Tun, wobei vielfach mit Hilfe alter Vor- oder Nachsilben neue Verben entstehen: entölen, verzuckern, bereifen, zerspanen, verschrotten, verschwelen, entseuchen usw.

Daß diese Methode der Neuschöpfung von Wörtern und Begriffen jedoch keine Erfindung unserer Zeit ist, beweisen alte Wortprägungen wie etwa: versohlen, versalzen, verpassen, verblenden und viele andere mehr, die heute meist in übertragenem Sinne gebraucht werden.

In der Hoffnung, mit diesem kleinen Streifzug durch die Wort- und Sprachschöpfung des Handwerks ein klein wenig dazu beigetragen zu haben, die Kraft unserer deutschen Muttersprache zu erhalten und zu stärken, möchte ich schließen. Ob es mir allerdings gelungen ist, aus diesem schier unerschöpflichen Brunnen wirklich das heraufzuholen, was ich beabsichtigte,

ob ich das Thema also wirklich „gemeistert“ und das „Zünftigste“ ausgewählt habe, das mögen Sie, lieber Leser, beurteilen. Dabei möchte ich jedoch bitten, nicht jedes Wort „auf die Goldwaage zu legen“, denn Irrtümer in der Deutung sind durchaus möglich.

Benutzte Literatur:

Die deutsche Sprache — 3. Aufl., Fachbuchverlag Leipzig 1956.

Geflügelte Worte und Zitatenschatz v. Georg Büchmann — Johannes Asmus, Verlag, Stuttgart 1953.

Literaturfibel v. Joachim G. Boeckh — 2. Aufl., Henschelverlag, Berlin 1953.

Das Heft enthält:

	Seite
Walter Bredthauer: 1000 Jahre Putlitz	193
H. Wiese: Ein Gang durch die Stadt	195
W. Adam: Putlitz in der Zeit seit 1945	203
Willi Westermann: Ein heimatkundlicher Deichspaziergang von Cumlosen nach Müggendorf (Fortsetzung)	207
Aus einem Schreiben unseres Mitarbeiters Ernst Stadtkus	209
Ernst Stadtkus: De olle Prignitzer Bur (Gedicht)	211
Ernst Stadtkus: Bläder ut de Prignitz (Gedicht)	211
Hermann Bodin: Wie der Name „Wilhelmsgrille“ entstand	212
Hermann Bodin: Es spukt in Wilhelmsgrille	213
Willy Gädke: Aus Perlebergs schwerer Vergangenheit	215
Ulrich Komm: Das Handwerk als Sprachschöpfer	219

Zuschriften sind zu richten an den Verantwortlichen der Redaktionskommission
im Kreis

Perleberg: Hans Seiler, Perleberg, Parchimer Straße 9

Pritzwalk: Werner Mayer, Mesendorf bei Pritzwalk

Wittstock: Alfred Süßmann, Wittstock, Kyritzer Str. 12

Kyritz: W. Anders, Kyritz, Robestraße 9

für Lenzen: Arthur Grüneberg, Lenzen, Hamburger Straße 43

Hauptschriftleitung: Perleberg, Parchimer Straße 9

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Titelbild: Das 1000jährige Putlitz . Aufn.: H. Wiese, Putlitz

2. Umschlagseite: Putlitz, Blick auf die Burg

4. Umschlagseite: Das 1000jährige Putlitz . Aufn.: H. Wiese, Putlitz

Juliheft 1957 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes von den Kreisleitungen
des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und von den Räten
der Kreise Perleberg, Wittstock, Kyritz, Pritzwalk

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 425-57 - 6828

